

Aus: [Ausgabe vom 15.10.2016](#), Seite 4 (Beilage) / Wochenendbeilage

Bosnien-Herzegowina – Ein zerrissenes Land

Im Jahr 25 nach der Katastrophe: Bosnien-Herzegowinas schwerer Weg zu einem neuen Vielvölkerstaat. Eine Reise an die Bosna

Von Gerd Schumann



Auf Nummer sicher: Spezialkräfte der Polizei bewachten am 7. Mai 2016 die feierliche Wiedereröffnung der 1993 zerstörten Ferhadija-Moschee in Banja Luka

Foto: Dado Ruvic/Reuters

Ist nach dem Krieg etwa vor dem Krieg? Immerhin hatte US-Außenminister John Kerry schon 2015 von einer möglichen »Feuerlinie« gesprochen, die sich quer durch die serbischen Regionen von »Former Yugoslavia« ziehe, falls der Ukraine-Konflikt eskaliere. Trotzdem schien die Frage abwegig zu sein – insbesondere wegen der Erfahrungen aus der bosnischen Tragödie vom ethnischen Säubern. Und doch kreiste sie durch meinen Kopf, als die Propellermaschine vom Typ »ATR 72-200« mit ziemlichem Getöse auf dem Flugplatz von Banja Luka landete. 25 Jahre waren vergangen seit meiner ersten Bosnien-Reportagereise – ein Vierteljahrhundert, das nicht nur die Landkarte verändert hat, sondern vor allem die Menschen. Kaum irgendwo traf der Begriff »Schlachtfeld« – von »schlachten« – so fürchterlich genau auf das Kriegsgeschehen zu wie im Bosnien-Herzegowina der 1990er. War also »Vernunft« dauerhaft zum Fremdwort geworden?

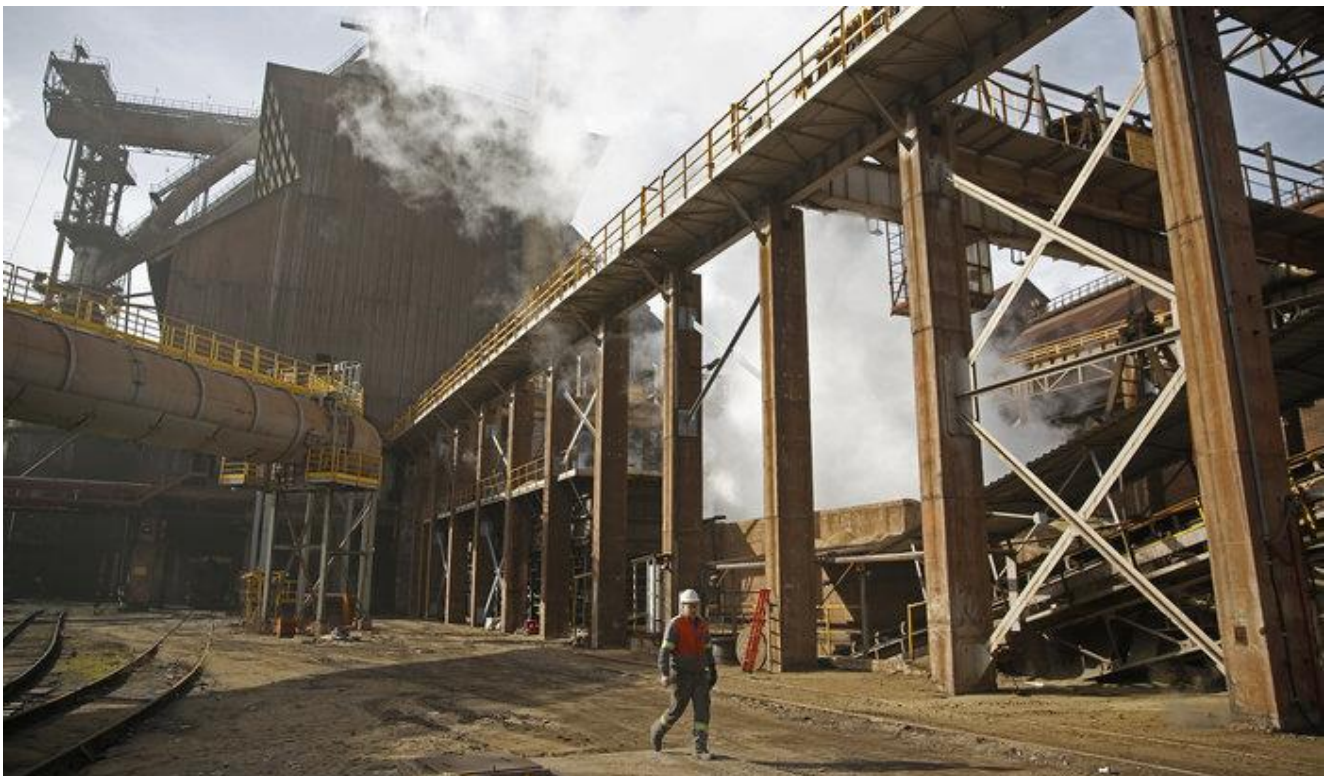
Auf der Suche nach Antworten wünscht mir die deutsche Botschafterin »viel Glück«. Ich begegne Christiane Constanze Hohmann im Vorzimmer des Vizepräsidenten der »Republika Srpska« (Serbische Republik), deren Regierungssitz Banja Luka ist. Ich weiß bis heute nicht, ob ich ihren Wunsch als Floskel oder spöttisch gemeint verstehen sollte. Wie man zu einem »neuen Miteinander« kommen könne, sei sicher »das wichtigste Thema«, hatte Frau Botschafterin gemeint. Ob sich die 52jährige gelernte Diplomatin aus Potsdam der historischen Rolle des von ihr vertretenen Staates bei der Zerschlagung der südslawischen Vielvölkerstaaten bewusst war?

Drei-Ethnien-Proporz

Willkommen in Banja Luka – Vizepräsident Ramiz Salkic präsentierte sich als freundlicher Gastgeber und ließ anlässlich von Bayram, dem Zuckerfest am Ende des Ramadans, Süßigkeiten servieren. Der studierte Naturwissenschaftler – kräftige Statur, bartlos, vorgeschobenes Kinn, markanter Unterbiss – vertritt in der Republika Srpska die Bosniaken, die unter Tito 1970 als »Muslime« oder »Muselmanen« anerkannte Volksgruppe.

Salkics Kompagnon, der zweite Vizepräsident, ist Kroat. Der Präsident Serbe. Das präsidentiale Trio zelebriert den im Dayton-Friedensabkommen von 1995 festgelegten Drei-Ethnien-Proporz, der in allen hohen Führungsgremien Gesamtbosniens und der beiden weitgehend autonomen Landeshälften Republika Srpska und Föderation Bosnien und Herzegowina praktiziert wird – wie in Banja Luka so in Sarajevo, den Regierungsstädten. Und über allem thront ein Ausländer als »Hoher Repräsentant«, wie der offizielle Titel des internationalen Protektors lautet. Dem kommt das letzte Politwort zu, wobei ihm eine Art Schutztruppe zur Seite steht. Dass dieser seit mehr als zwanzig Jahren praktizierte fremdbestimmte Herrschaftsmechanismus vertrauensfördernd auf die einheimische Bevölkerung wirkt, darf getrost bezweifelt werden.

Er ist allerdings nicht Salkics Thema. Den plagen andere Probleme. Auf meine Frage nach einem »zukünftigen Miteinander« erklärte er, das existiere längst; oder würde längst existieren, wenn »die Beziehungen« zwischen den Ethnien nicht immer wieder zerstört würden von »Gruppen, die sich für die Teilung des Landes, für den Separatismus entschieden haben«. Diese »Machthaber« seien Schuld, sagte Salkic und meinte natürlich nicht seine Parteifreunde in Sarajevo, sondern die serbische Regierung aus Sozialdemokraten, Sozialisten und Moderaten in Banja Luka.



Es war einmal: Das Stahlwerk von Zenica bietet nur noch einen Bruchteil von einst 24.000 Arbeitsplätzen. Heute betreibt es der internationale Konzern Arcelor-Mittal

Foto: Dado Ruvic/Reuters

Zum Beispiel hätten die bosniakischen Schüler in der Serbenrepublik, erläuterte Salkic, »keine Möglichkeit, auf bosnisch unterrichtet zu werden«. Was aber heißt »bosnisch«? Nicht nur, dass zwischen den drei üblichen Sprachen – Serbisch, Kroatisch, »Muslimisch« – nur geringe Unterschiede bestehen, jeder jeden versteht und jeder mit jedem sprechen kann; auch reproduziert der missverständliche Begriff »bosnische Sprache« ethnisches Gegeneinander,

suggeriert, dass das Serbische und Kroatische nicht bosnisch seien. Jedenfalls schwingt so etwas wie ein Alleinvertretungsanspruch mit, erst recht dann, wenn es beim Streit um die Sprache letztlich um politische Inhalte und Weltanschauungen geht.

Folglich sehnt der unbedarfte Zuhörer jene Zeiten zurück, als allgemein das Serbokroatische oder Jugoslawische praktiziert wurde, ob in lateinischer oder kyrillischer Schrift. »Eigentlich sollte es doch von Vorteil sein, dass fast alle Völker hier eine Sprache sprechen, die alle verstehen«, meinte später dann auch ein anderer Gesprächspartner, der bosnisch-serbische Sozialistenchef Petar Djokic. Und sein »Eigentlich« sagte zugleich alles aus über den tatsächlichen Zustand der Gesellschaft, die sich früher ihrer multikulturellen Verfasstheit gerühmt hatte. Und überzeugt war, dass ethnische Herkunft und religiöse Orientierung eine zunehmend geringere Bedeutung haben würden.

Das war einmal. Als Anfang Mai 2016 eigens zur Wiedereröffnung der im Krieg zerstörten Ferhadija-Moschee in Banja Luka der damalige türkische Ministerpräsident Ahmet Davutoglu von der Erdogan-Partei AKP anreiste, verkündete dieser, dass die bosnischen Muslime 78 Millionen Freunde in der Türkei hätten und dass die »Türken hier waren, hier sind und immer hier sein werden«. Historisch wahr ist, dass viele christliche Bewohner während der etwa vierhundertjährigen osmanischen Herrschaft in Bosnien (1463–1878) zum Islam konvertierten, um sich mit den Besatzern arrangieren und in die wohlhabende Schicht aufsteigen zu können. Sind sie deswegen »Türken«?

Eisenhüttenstadt Zenica

Religion ist immer auch politisch und zudem ein Phänomen, das besonders dann Konjunktur feiert und sogar zu einem zerstörerischen Faktor werden kann, wenn das Verlangen nach Irrationalem wächst: Krisenzeiten sind wie gemacht für den Aberglauben. In Zenica, der drittgrößten Stadt im bosniakischen Teil mit etwa 115.000 Einwohnern, rufen der Muezzin wie eh und je zum Gebet und die Glocken zum katholischen Gottesdienst. Das Kloster der Franziskaner existiert weiter, und der orthodoxe Pope lädt ein zur Predigt. Die Kirchen werden mehr und mehr zur Kontaktbörse, zum gesellschaftlichen Treff – wer nicht hinget, wird niemals Arbeit finden im ehemaligen Industrieviertel am Bosna-Fluss, im Stahlwerk oder Bergbau, Baugewerbe oder Dienstleistungssektor.

Vor zehn Jahren etwa übernahm Arcelor-Mittal, der größte Stahlproduzent der Welt, die Eisenhütte. »Als ich Personaldirektor war, arbeiteten dort 24.000 Menschen, jetzt sind es zwischen 2.000 und 3.000, aber die haben häufig Kurzarbeit. Die anderen Großbetriebe befinden sich in einer ähnlichen Situation. In Zenica gab es 50 000 Beschäftigte – inzwischen sind es ein paar tausend.« Bogdan Kolar, 77, ein großgewachsener, hagerer Mann mit wachen Augen und dunklem Bariton, berichtet aus jugoslawischen Zeiten, als die Stahlproduktion das Herz der Stadt schlagen ließ. Der Betrieb war staatlich. Von Arbeiterselbstverwaltung wurde geredet.

Ich hatte Kolar zuletzt Ende 1990 getroffen. Es roch bereits nach Krieg. Die Wirtschaftskrise, miterzeugt zuvorderst durch Auflagen von Weltbank und Währungsfonds, führte zu allgemeiner Verelendung – und Kolar als Bürgermeister versuchte dagegenzuhalten. Was letztlich nicht gelingen konnte: zu stark der Sog des sozialen Niedergangs, des allgemeinen Mangels, der die Gesellschaft spaltete und längst vergessen geglaubte Feindbilder wiedererweckte. Im Kino liefen die Terminator-Filme mit Arnold »Švarceneger«, Schwarzenegger auf serbokroatisch, und in den folgenden Metzeleien der Rambo-Gestalten verlor das Ehepaar Kolar sein Häuschen auf dem Land und auch sonst jeglichen Besitz.

»Die Verhältnisse zwangen dazu, unsere beiden Kinder wegzuschicken. Wenn man an die Umstände damals denkt, bin ich froh, dass wir alle noch leben.« Auf dem Schrank in der kleinen, gediegenen Plattenbauwohnung steht ein Foto, das Bogdan und andere junge Sozialisten zusammen mit Tito zeigt. Bogdan und seiner Frau Branka, einer Montenegrinerin,

ist anzumerken, dass der jugoslawische Gedanke die bitteren Jahre überdauert hat – vielleicht auch wegen des derzeitigen Zustands der Stadt, die das Ehepaar mit aufgebaut hat, ein fester Bestandteil ihrer Lebensleistung. Das frühere Zenica mit seinen gut 50 Prozent Muslimen, jeweils 20 Prozent Serben und Kroaten, sieben oder acht Prozent Jugoslawen, mit den Roma, Sinti, Juden verstand sich mehr als Gemeinschaft. Heute sind hier mehr als 90 Prozent Bosniaken, weniger als zehn Prozent »andere«. Jede Gruppe lebt für sich, die Kroaten als kleinste weitgehend isoliert.



Islamische Hochburg: Immer mehr Wahhabiten zieht es nach Sarajevo und in seine Altstadt Stari Grad

Foto: Bild: Julian Nitzsche, CC-BY-SA 3.0

»Jugonostalija« und Klein-Riad

Auf der Kaffeeterrasse des Hotels »Dubrovnik« – ich kenne es noch als »Hotel Metalurg« (Stahlarbeiter) – erzählt ein kroatisches Ehepaar von der Enge und von seinen kleinen, immer häufigeren Fluchten ins Ländliche. Die Kinder sind fortgegangen, nach Zagreb, die Tochter war bedroht worden, Jobs waren nicht zu haben – »nicht einmal für Bosniaken«, sagt die Frau, deren Name angesichts der angespannten Lage aus Misstrauen und Angst unerwähnt bleiben soll.

Die pensionierte Ökonomin erhält 280 Euro Rente monatlich – nach 38 Jahren im Stahlwerk. Ihr Ehemann, ein ehemaliger Lehrer, bringt es auf etwas mehr, und damit steht das Ehepaar relativ gut da. Viele warten noch immer auf ihren Bescheid. Allmorgendlich setzt eine kleine Völkerwanderung ein – dann ziehen die Menschen nach Sarajevo. Oder auf die Felder in der Umgebung, betreiben etwas Subsistenzwirtschaft. Ohne diese würden sie kaum überleben. Gelegenheitsjobs und die graue Ökonomie kaschieren das wahre Ausmaß der Arbeitslosigkeit, die offiziell bei 30 Prozent liegt. Der Nährboden »Verelendung«, auf dem Nationalismus gedeiht und der bosnische Krieg ausgetragen wurde, hat die Jahrzehnte überdauert.

Zenica galt im Krieg als ein Zentrum für arabische Mudschaheddin, Dschihad-Kämpfer, die von hier aus ihre Schreckenszüge in die Umgebung starteten. In Doboj wurden 76 Serben geköpft – auch das ist ein Teil der Geschichte. Im Westen firmiert sie allein unter »Srebrenica«, müsste in Wirklichkeit jedoch von den Leiden aller Opfer handeln, egal welcher Volkszugehörigkeit oder welchen Glaubens. Tut sie aber nicht. Zu leicht könnte es passieren, dass andere Täter benannt würden und eine andere Wahrheit erzählt werden müsste.



Hoch hinaus: Der Avaz Twist Tower ist Sitz eines Medienmoguls und überragt das Sarajevoer Geschäftsviertel Marijin Dvor

Foto: Jennifer Boyer/CC BY 2.0//www.flickr.com/photos/jenniferboyer/6043407876

Das Zeitgeschehen spricht dagegen. Insofern klingt die Hoffnung von Bogdan und Branka Kolar wie Utopie. Oder Nostalgie. »Jugonostalgija« lautet ein derzeit gehandelter Buchtitel. Ein neues Miteinander sei gewiss möglich, sagen sie, und einige Menschen sähen sogar ein, »dass Selbstbetrug keinen Sinn macht. Die meinen, ja, es war gut seinerzeit. Wie es die Kinder in der Schule hatten, das Gesundheitswesen frei, kaum Arbeitslose, ein enormes Freizeitangebot, Kultur, Vielfalt.« Mag sein, denke ich, dass sich mit den Jahren der Blick auf die Vergangenheit verklärt. Doch besser als alles, was danach kam, war sie allemal. Bogdan Kolar steigt noch die vier Etagen des Wohnblocks mit hinunter und verabschiedet sich, sagt »auf Wiedersehen«. Es klingt wehmütig.

Achtzig Autobahnkilometer später sitze ich in Stari Grad, der Altstadt von Sarajevo. Die Metropole ist eine islamische Hochburg. 40.000 Wahhabiten sollen mittlerweile hier leben. Wird das einstige Klein-Jerusalem zu Klein-Riad? Die König-Fahd-Moschee, mit 4.000 Betplätzen die größte islamische Kirche auf dem Balkan, wurde nicht nur mit Millionen Dollars der Familie Saud finanziert, sondern im saudischen Monumentalstil aus grauem Beton und dunkelbraun gesprenkeltem Marmor inmitten einer Hochhausszenerie errichtet. Als wäre ein Ufo »samt Antennen in Minarettform gestrandet« (*Der Spiegel*). Die sunnitisch-salafistischen Hardliner von der arabischen Halbinsel seien im Kommen, heißt es.

Das interessiert mein Gegenüber am Tisch der allseits gepriesenen Cevabdzinica »Zeljo« eher am Rande. Hier ist viel Geld zu verdienen, meint der Steuerberater mit kroatischer und deutscher Dependence. Die Cevapici haben es tatsächlich in sich, auf Zwiebeln verzichtet er allerdings – wegen Mundgeruchs, ein Termin wartet noch auf ihn: das erste Oktoberfest zu Sarajevo. Die »Deutsche Wirtschaft in Bosnien und Herzegowina« lud ein, potente

»Premiumsponsoren« finanzierten das Ganze. Botschafterin Hohmann machte beim Anstich eine gute Figur, die Damen der Gesellschaft beim Seilziehen, die aus München angereiste Band »De Lausbuabn« importierte bajuwarische Juchhu-Fröhlichkeit, »tolle Atmosphäre« im Restaurant Pivnica. Riten, Rituale und religiöse Dogmen der Umgebung blieben ausgesperrt.

Auf altem DM-Kurs

Die KM rollt – die konvertible Mark, die an den alten Deutschmark-Kurs (1,95 DM für einen Euro) gekoppelt ist. Hier locken Geschäfte. Die großen Autohersteller betreiben ihre Zweigstellen, und die westlichen Banken haben 85 Prozent des Geldgeschäfts übernommen. Beim Cevapcici plaudert der Steuerberater etwas aus dem Nähkästchen. Dass also Bosnien für deutsche Anleger ein wahres Paradies sei. Zudem seien Arbeitskräfte billig mit etwa 350 oder 400 Euro monatlich: »Wo gibt es so was noch?« Auch würde er zunehmend reiche Bürger aus exjugoslawischen Staaten beraten. In der Schweiz seien sie wegen Steuerbetrugs zunehmend unter Druck geraten. Da ist der Finanzfachmann gefragt.

Das Dayton-Abkommen hat ganz Bosnien-Herzegowina und dessen 3,8 Millionen Einwohnern eine einheitliche Ökonomie verordnet. Dem Eigentum sozialistischer Prägung folgt der freie kapitalistische Markt, auf dem das Geld alles möglich macht. Sarajevos höchster Bau, der Avaz Twist Tower mit 142 Metern, ist zugleich der höchste von Südosteuropa – Istanbul ausgenommen. Er entstand 2009 und beherbergt den bosniakischen Medienmogul Fahrudin Radoncic nebst dessen Verlag und Tageszeitung. Der in der Region Sandschak Gebürtige soll inzwischen der reichste Mann Bosniens sein. Er sitzt in der Regierung, war im Krieg Pressesprecher der muslimisch-bosniakischen Armee und enger Vertrauter von Alija Izetbegovic, dem Vater des bosnisch-herzegowinischen Austritts aus Jugoslawien.

Trotzdem verbrachte der ehemalige Innenminister Radoncic jüngst einige Zeit hinter Gittern. Er habe eine Zeugin im Prozess gegen Naser Kelmendi, einen kosovo-albanischen Drogengroßhändler, unter Druck gesetzt, lautete der Vorwurf. Sarajevos Politikerkaste gilt als korrupt und mafiös. Sie drängt anders als jene von vor dem Krieg in EU und NATO. Das macht die Lage in beiden Entitäten gefährlich, ob in der Republika Srpska oder der bosniakisch-kroatischen Föderation.

Der Begriff »Entität« steht für die Zweiteilung Bosnien-Herzegowinas. Er stammt ursprünglich aus der Philosophie und besagt, dass das Dasein im Widerspruch steht zum Wesen der Dinge. Die Wirklichkeit konterkariert den proklamierten Anspruch, ein friedliches Zusammenleben herstellen zu wollen.

<https://www.jungewelt.de/2016/10-15/070.php>